

Zeitschrift: Pro Senectute : schweizerische Zeitschrift für Altersfürsorge,
Alterspflege und Altersversicherung

Band: 43 (1965)

Heft: 4

Artikel: Vom Geist des Altersheims

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-722618>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sein, über seine Erlebnisse — betreffen diese nun äussere oder innere Sorgen — zu berichten. Dies alles benötigt Zeit. Viele Alte klagen: Niemand hat Zeit für mich. Tatsächlich ist die Zeit das, was wir am wenigsten gern geben, und doch ist sie etwas vom Besten, was wir zu geben haben.

Aber freilich, auch das Zeitschenken will gelernt sein. Um wirklich den Mitmenschen anhören zu können, muss man mehr an ihn als an sich denken. Wie wenige können wirklich zuhören. Es ist das Geheimnis des Einflusses, das mancher Arzt, vor allem der Psychiater, das aber auch mancher Pfarrer hat, dass er denjenigen, der mit ihm reden will, wirklich reden lässt, dass er ihm wirklich zuhört. Ein guter Zuhörer kann jeder sein, wenn er ein warmes Herz für seinen Nächsten hat. A.L.V.

Vom Geist des Altersheims

Wir vergessen immer zu leicht, dass das Altersheim ein unentbehrlicher Notbehelf ist. Die Aufgabe der Selbständigkeit, das Verlassen der gewohnten Umgebung, die Einordnung in eine unbekannte Gemeinschaft, das Zusammenleben mit fremden Menschen in einem begrenzten Raum stellen an die Anpassungsfähigkeit grösste Anforderungen und schaffen seelische Schwierigkeiten, die man nie genügend realisiert. Es freut uns deshalb, unsere Leser mit den folgenden Ausführungen von Herrn Ernst Noam bekannt zu machen. Der Verfasser ist Leiter des jüdischen Heims «Les Berges du Léman» in Vevey. Er ist mit den seelischen Bedürfnissen und Nöten der Betagten aufs beste vertraut und was er schreibt, wird allen, die in irgendeiner Weise in einem Altersheim beschäftigt sind, von Nutzen sein. Die Red.

Ich möchte mit einer Beobachtung aus der Praxis beginnen: Vor einiger Zeit habe ich in dem von mir geleiteten Heim einen Hausfonds gegründet, mit dem ich Gutes für das Heim und für einzelne Pensionäre tun kann — über das hinaus, was das Budget des Heims zu tun erlaubt. Man sollte sich denken, dass die Pensionäre, soweit sie dazu in der Lage sind, sich eifrig an dem den Interessen des Heims dienenden Fonds beteiligen würden. Das ist aber nicht der Fall, die Einnahmen stammen meist von Aussenstehenden. Dasselbe gilt bei Testamenten. Das Nächstliegende wäre, anzunehmen, dass Pensionäre, die oft zehn bis fünfzehn Jahre im Heim leben, dem sie viel zu verdanken haben und das

faktisch das Zentrum ihres Lebens geworden ist, dieses in ihrem Testament mit einem Legat bedenken oder es sogar zum Erben machen würden. Das kommt aber faktisch fast niemals vor. Mit aller Regelmässigkeit wird der entfernteste Grossneffe dem Heim vorgezogen, auch wenn der Erblasser ihn gar nicht kennt, weil er sich nie um ihn gekümmert hat.

Die Frage, warum das so sei, führt direkt in die Problematik hinein, mit der ich mich beschäftigen will. Ein Altersheim, auch wenn sich die Leitung sehr viel Mühe um seine Bewohner gibt, erzeugt keine echte Sympathie oder gar Liebe, sondern es wird als etwas Fremdes, Unpersönliches, ja Negatives empfunden, als ein notwendiges Übel. Der entfernteste Verwandte steht dem Herzen unendlich viel näher als diese Institution.

Natürlich gibt es Ausnahmen von dieser Regel. Vor allem, so nehme ich an, gibt es sie bei kleinen Heimen in einer sehr persönlichen Atmosphäre; im ganzen aber, glaube ich, kann man diese — bewusst oder unbewusst — negative Grundhaltung als eine Tatsache ansehen.

Was sind die Ursachen für diese Erscheinung? Vielleicht kann man diese Frage ganz einfach beantworten, wenn man sagt: «Ein Altersheim ist eine Art Zwangsinstitution, in die nur der hingeht, der keine andere Wahl hat.» Oder anders ausgedrückt: «Die Zugehörigkeit zu einem Altersheim widerspricht im Grunde den Instinkten desjenigen, der sich dafür entscheidet.» Fast jeder, vor allem die Frauen, die normalerweise etwa zwei Drittel der Pensionäre ausmachen, liebt «privacy», die eigene Wohnung, den eigenen Haushalt, das eigene Zimmer; das Leben im Heim, die unpersönliche, institutionelle Atmosphäre, die auch noch im besten Heim in gewissem Umfang herrscht, ist fremd, kühl, schwierig, bisweilen geradezu feindselig. Diese Grundsituation wird auch nicht gutgemacht durch die unzweifelbaren Vorteile, die ein Heim bieten kann, wie gesundheitliche Betreuung, menschliche Kontakte, kulturelle und religiöse Inhalte. Das Negative wird stärker empfunden, zumal es mit der Erinnerung an das individuelle Leben im eigenen Haushalt zusammengeht, mit dem verklärten Gedenken an jüngere, glücklichere Jahre.

Natürlich drängt sich hier die Frage auf, ob bei einer so realistischen, ja geradezu unerbittlich kritischen Betrachtungsweise dem Altersheim überhaupt noch eine Existenzberechtigung zugesprochen werden kann, oder ob es nicht bessere, den seelischen Bedürfnissen alter Menschen mehr entsprechende Lösungen gibt.

Ich will aber hier über diese in den letzten Jahren viel behandelte Frage nicht sprechen, sondern die Weiterexistenz des Altersheims als eine Tatsache voraussetzen. Es ist anzunehmen, dass das Altersheim immer weiterbestehen wird; denn es entspricht einer sozialen Notwendigkeit. Mein eigentliches Thema sehe ich in der Behandlung der Frage, wie die bestehenden Heime so geführt werden können, dass die Abneigung gegen sie auf ein Minimum reduziert werde; mit anderen Worten: wie kann eine Atmosphäre geschaffen werden, in der sich die Heimbewohner seelisch zuhause fühlen?

Dabei möchte ich mich keinen Illusionen hingeben. Die Erreichung dieses Zieles ist deshalb besonders schwer, weil sie, wie ich schon ausführte, eine Überwindung natürlicher Instinkte verlangt und gewissermassen einen Verrat an den Idealerinnerungen jüngerer und glücklicherer Jahre bedeutet, zu dem der alte Mensch um so weniger bereit ist, als er aus physischen Gründen oft geschwächt, deprimiert und hoffnungslos ist, Zustände, für die das Heim nichts kann, die man aber mit dem Leben im Heim verbindet. Hier spielen also verschiedene Konstellationen eine Rolle. Die Schaffung des Klimas des Zusammenseins ist eine Ideal-situation, die nie ganz erreicht werden kann: aus den erwähnten psychologischen Gründen und wegen der Grenzen, welche jeder Institution gesetzt sind, die natürlich immer eine gewisse Generalisierung in der Beziehung zu ihren Mitgliedern vornehmen muss. Aber es handelt sich um ein Ziel, das mit allen Kräften angestrebt werden muss. Diese Schaffung einer Atmosphäre des Wohlbefindens, der Geist der Gemeinschaft, sind Aufgaben für eine Heimleitung, die der Hygiene, der Verpflegung und dem Krankendienst an Bedeutung nicht nachstehen. Dabei möchte ich aber, um Missverständnisse zu vermeiden, doch klar betonen, dass zwischen dem guten Funktionieren der Heimorganisation und der Schaffung eines befriedigenden psychologischen Heimklimas enge Wechselbeziehungen bestehen. Wenn das Essen angebrannt ist oder die Toiletten unsauber sind, wird auch das Gemeinschaftsleben des Hauses nicht gedeihen.

Wenn ich jetzt die Frage stelle: «Wie kann der Geist, die Atmosphäre im Altersheim im Sinne eines funktionierenden Gemeinschaftslebens beeinflusst werden?», so sehe ich, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, sechs Möglichkeiten und Aufgaben.

1. Individualität und Würde des Einzelnen müssen höchstmöglich respektiert und berücksichtigt werden.

2. Ein grosses Mass von Verständnis und Zeit muss für die individuelle Betreuung zur Verfügung stehen.
3. Das tägliche Leben soll einen gesunden Rhythmus von Anspannung und Entspannung, von Beschäftigung und Mussezeit aufweisen. Der Leerlauf soll vermieden werden.
4. Die individuelle Mitverantwortung für das Leben des Heimes und seine Bewohner soll geweckt und entwickelt werden.
5. Jede «Verinselung» soll vermieden werden. Jeder Pensionär soll eine genügende Zahl von Kontakten besitzen, um am Ausenleben teilzunehmen; er soll auch mit dem öffentlichen jüdischen und allgemeinen Leben in ständiger Verbindung bleiben.
6. Jedes Heim sollte eine Kollektivaufgabe übernehmen.

Beim Formulieren dieser sechs Punkte bin ich mir wieder der Unzulänglichkeit dieses notwendigerweise kurzen Referats bewusst, denn eigentlich würde jeder Punkt ein Referat verlangen. Ich kann aber nicht mehr tun als einige skizzenhafte Bemerkungen zu dem Thema zu machen.

Ich sagte als *erstes*: «Die Würde und Individualität des Einzelnen solle maximal berücksichtigt werden.» Dies bedeutet grösstmögliche individuelle Freiheit — nur da eingeschränkt, wo die eigene Gesundheit, die Freiheit der anderen, oder wirklich dringende Notwendigkeiten der Hausorganisation im Wege stehen. Hierzu gehört das Recht, im Rahmen einer verständnisvollen Hausordnung, zu kommen und zu gehen und Besuch zu empfangen. Hierzu gehört das Recht, soweit wie möglich das Zimmer im eigenen Stil und Geschmack, mit eigenen Möbeln und Gegenständen, auszugestalten. Natürlich darf mit diesem Recht, vor allem bei der heutigen Personalknappheit, kein Missbrauch getrieben werden. Dazu gehört ferner ein stets höflicher und freundlicher Ton des Heimleiters und des Personals. Dazu gehört auch ganz eindeutig das Recht, Wünsche zu äussern und Beschwerden vorzubringen, die sorgfältig geprüft werden müssen. Dazu gehört schliesslich, so glaube ich, grundsätzlich auch ein Recht auf Einzelzimmer. Bei bestehenden Heimen wird dieses Recht oft nicht durchgesetzt werden können. Bei Neubauten aber, so glaube ich, dürfen keine fiskalischen Erwägungen so stark sein, dass das Heim nicht die notwendige maximale Zahl von Einzelzimmern erhält.

Als *zweites* sprach ich davon, dass für die individuelle Betreuung ein erhebliches Mass von Zeit, Verständnis und Geduld zur Verfügung stehen müsste. Der Pensionär muss das menschliche Inter-

esse für alle Lebensprobleme, sei es Gesundheit, Familienbeziehungen, materielle Fragen oder Kontakte mit den Mitbewohnern spüren, verbunden mit einem Takt, der frei ist von Neugierde und herablassender Vertraulichkeit. Auch wenn man nicht helfen kann, liegt im geduldigen Zuhören und Aussprechenlassen ein grosser seelischer, therapeutischer Wert. Alte Menschen sind oft einsam und unglücklich; sie sind daher für liebevolle oder jedenfalls verständnisvolle Geduld ungemein dankbar, oft so dankbar, dass man angesichts der kleinen und unzureichenden Leistung des Zuhörens geradezu beschämt ist. Wenn die Heimleitung für diese oft sehr zeitraubende Form der individuellen Aussprache, Beratung und Hilfeleistung nicht genügend Zeit hat, sollte regelmässig ein Sozialarbeiter das Haus besuchen. Das hat auch noch aus einem anderen Grund Vorteile: Die Heimleitung hat Interessen zu vertreten, sie kann daher nicht immer objektiv sein, sie ist gewissermassen die Gegenpartei, die überdies über die Macht verfügt. Diese Grundsituation findet ihren Ausdruck häufig im Psychologischen: Der Heimleiter nimmt in den Augen des Pensionärs oft die Vater-, die Heimleiterin die Mutterrolle ein, was ebenfalls sachlichen und objektiven Beziehungen im Wege steht. Aus allen diesen Gründen ist die Tätigkeit eines von aussen kommenden Sozialarbeiters sehr wünschenswert, wenn nicht notwendig. Desgleichen übrigens auch die des Geistlichen, vorausgesetzt, dass er sich genügend Zeit zu regelmässigen Besuchen nehmen kann, die die Möglichkeit für wirklich eingehende Einzelgespräche bieten. Es dauert ja meist lange, bis der wirkliche Kontakt entsteht.

Drittens behandelte ich den Rhythmus von Anspannung und Entspannung, von Beschäftigung und Musse. Wie Sie wissen, ist Beschäftigungslosigkeit Selbstbeobachtung und Selbstbespiegelung der Kritik und des permanenten Klatsches, die für viele Heime charakteristisch sind. Beschäftigung, natürlich entsprechend den physischen Möglichkeiten, ist daher von besonderer Bedeutung, sowohl für den Einzelnen, als auch für das Heim. Dazu kommt natürlich auch der finanzielle Aspekt. Es gibt viele Heimbewohner, für die es durchaus wichtig ist, sich einige Franken hinzuzuverdienen. Auch wenn dies nicht der Fall ist, ist das Gefühl, noch imstande zu sein, sich etwas zu verdienen, ein wichtiges Element der Selbstachtung und ausserdem der Anlass zu grosser Freude. Die nächstliegende Form der Beschäftigung ist die im Rahmen des Heims als Hilfsarbeit in der Küche, der Büg-

lerei, dem Garten, dem Office beim Geschirrspülen, und ähnliches mehr. In unserem Heim in Vevey arbeiten auf diese Weise mehr als fünfzehn Personen, die dafür eine gewisse Bezahlung erhalten; einige Pensionäre sind sogar ganztags im Büro, im Garten und in der Pflegeabteilung beschäftigt.

Neben diesen Tätigkeiten machten wir bisher gute Erfahrungen mit der Schaffung einer Kooperative, die gemeinsam Lohnarbeiten für einige Fabriken des Gebietes Vevey-Montreux ausführt. Natürlich gehört in diesen Rahmen die Beschäftigung derjenigen auch hinein, die über besondere Spezialkenntnisse und Hobbies verfügen. Lehrerinnen können Sprachkurse geben, Musiker Konzerte und Musikunterricht, Kenner der Bibel und des Talmuds judaistische Kurse, auch die Briefmarkensammler, Tierliebhaber, Fotografen und Theaterfreunde finden, wenn es ihren Wünschen entspricht, ein Betätigungsfeld unter Gleichgesinnten. Jedoch darf man nie vergessen, dass es sich um alte Menschen handelt, die sich nicht überanstrengen dürfen; andererseits soll man aber auch nicht die Kräfte unterschätzen, die noch vorhanden sind. Der sogenannte ruhige Lebensabend und die Beschäftigung sollen nicht als Gegensätze gesehen werden.

Als nächsten Punkt sprach ich über die Weckung der Mitverantwortung für das Leben des Hauses und seine Bewohner. Diese ist, so glaube ich, an zwei Voraussetzungen geknüpft: an ausreichende Information über die Probleme des Heims und an eine gewisse Mitwirkung bei seiner Verwaltung. Jede Geheimniskrämerei ist von Übel und schafft Misstrauen und Klatsch. In unserem Heim werden die Pensionäre zweimal jährlich zusammengerufen, um einen Bericht über die Finanzen des Hauses, die Personalprobleme, die medizinische Betreuung sowie Bau- und Renovierungsprogramme zu erhalten.

Auch die Schaffung eines Hauskomitees erwies sich als nützlich und gut. Der Heimleitung gegenüber ist es ein Sprachrohr der Pensionäre, für die Leitung selbst ist es ein Instrument der «public relations» zu den Heimbewohnern. Bei uns besteht es aus zwölf Mitgliedern, die in einer Generalversammlung gewählt und nach Ablauf eines Jahres wiedergewählt worden sind. Natürlich kann das Komitee der Natur der Sache nach keine für die Heimleitung verbindlichen Beschlüsse fassen, da diese die volle und alleinige Verantwortung zu tragen hat; es kann aber beraten und empfehlen und auch auf diese Weise einen erheblichen Einfluss aus-

üben. Im allgemeinen sind nach unseren Erfahrungen die Ansichten des Komitees sachlich und verantwortungsbewusst.

Neben der Verantwortung für das Heim steht die für die Einzelnen. Leider gibt es ja viele Kranke und Einsame. Hier bietet sich ein reiches Betätigungsfeld für menschliche Solidarität und Hilfsbereitschaft, und man kann hier viel schöne und fürsorgliche Charakterzüge beobachten, daneben aber auch ein reichliches Quantum an asozialem Egoismus. Nicht jeder eignet sich zur Hilfe, und auch nicht jeder lässt sich gerne helfen. Gerade hier zeigt sich, wieviel Kontaktschwierigkeiten in einem Heime bestehen können.

Fünftens erwähnte ich dann das Problem der sogenannten «Verinselung» und ihre Verhinderung. Der Eintritt in das Heim soll kein Heraustreten aus der menschlichen Gesellschaft bedeuten, im Gegenteil soll das Kollektivum des Heims gerade die Möglichkeiten zu intensiveren Kontakten bieten als sie der Einzelne in seiner privaten Existenz besitzt. In allen Heimen gibt es Insassen, die wenig Beziehungen nach aussen besitzen, weil ihre Angehörigen oder Freunde nicht mehr leben oder in der Fremde wohnen. Mit Neid, oft auch mit Ressentiments, beobachten sie, wie ihre Nachbarn besucht werden, Geschenke erhalten oder zu Ausflügen abgeholt werden. Hier beginnt die wichtige Funktion der freiwilligen Helfer, die jedem Heim in genügender Zahl zur Verfügung stehen sollten. Jede Helferin sollte mit einigen Heimbewohnern besonders verbunden sein, sie regelmässig besuchen, und — was noch viel wichtiger ist — zu sich nach Hause, oder, wenn irgend möglich, zu kleinen Ausflügen einladen. Je menschlich-verständnisvoller sich diese Beziehung gestaltet, desto besser wird sie gelingen, und meist wird dann die Helferin keineswegs allein die Gebende, sondern auch die Empfangende sein. Leider ist diese Erkenntnis noch nicht weit verbreitet, freiwillige Helfer sind nicht leicht zu finden, die Zahl der Frauen, die heute zu Hilfe und Opfern bereit sind, ist begrenzt. Der Besuch im Altersheim wirkt, wie manche offen sagen, zu deprimierend; und doch wird man meist einige Helferinnen finden, oft sogar sehr gute und gewissenhafte. Um aber ihren Elan zu erhalten und ihre Arbeit zu koordinieren, ist es gut, sie zu einer Gruppe zusammenzuschliessen, die von Zeit zu Zeit in geselligem Rahmen zusammenkommt und sich über die Erfahrungen ihrer gemeinsamen Betreuungsarbeit oder auch über allgemeine Probleme der Sozialarbeit unterhält. Es ist zweckmässig, dass eine der Helferinnen

die Gruppe leitet und die Verantwortung für die regelmässige Arbeit der Damen übernimmt, es ist besser als wenn dies der Heimleiter tut. Abgesehen von diesen privaten Beziehungen hat das Heim auch Kontaktmöglichkeiten öffentlicher Art wie Mitarbeit in den Jüdischen Gemeinden, bei den Zionistischen Ortsgruppen, der Wizo, den Fonds usw. Hier bieten sich oft interessante Möglichkeiten, wo die Heimbewohner gleichzeitig viel Anregung erhalten und Gutes tun können.

Dies führt dann auch zu dem letzten von mir behandelten Gegenstand: die gemeinsame Aufgabe nach aussen. Es handelt sich hier, was meine praktische Erfahrung betrifft, allerdings vorläufig mehr um einen Plan als um bereits Durchgeführtes, wengleich die Realisierung in Aussicht genommen ist. Ich denke dabei an folgendes: Ich möchte eine soziale oder religiöse Institution — vielleicht in Israel — finden, mit der die Gesamtheit der Heiminsassen sich so freundschaftlich und verantwortungsvoll verbunden fühlt, dass es zu einer dauernden Zusammenarbeit kommt, sei es durch finanzielle Hilfe, sei es durch Geschenke und Handarbeiten oder auf sonstige Weise, bei der der Phantasie keine Grenzen gesetzt sind. Ich sehe in einer solchen patenschaftlichen Kollektivverbindung eine schöne und befriedigende Aufgabe, die an die guten Instinkte appelliert, etwas Konstruktives schafft und die Bewohner des Heims in einer gemeinsamen und sozialen Zielsetzung so zusammenfasst, dass das Zusammengehörigkeitsbewusstsein mit dem Hause, kurz das «Wir-Gefühl» entwickelt und gestärkt wird.

Damit bin ich am Schlusse meines Referates angelangt. Ich wollte vom «Geiste des Altersheimes» sprechen und von den Wegen, die dazu führen, dass sich der alte Mensch mit der Heimexistenz abfindet oder sich sogar dort zuhause fühlt. Ich habe Ihnen keine endgültigen Lösungen aufzeigen wollen, es handelt sich ja auch nicht um etwas Statisches, sondern um einen Prozess, der immer neue Situationen vorfindet, je nach dem sich wandelnden physischen und psychischen Zustand des Einzelnen und der jeweiligen, sich stets ändernden Zusammensetzung des Heimes. Ich bin mir auch bewusst, dass ich Ihnen im einzelnen nicht viel Neues sagen konnte. Vieles von dem, was ich Ihnen gesagt habe, ist Ihnen aus der eigenen Praxis bekannt. Es handelt sich dabei um Bemühungen, wo Erfolge und Misserfolge in bunter Folge abwechseln. Von den Heimleitern wird ein grosses Mass von Geduld und Phantasie zugleich verlangt und vor allem die innere

Bereitschaft, auf jede Patronisierung zu verzichten und den Heimbewohner stets als gleichberechtigten und ernstzunehmenden Partner zu sehen. Das klingt selbstverständlich, ist es aber durchaus nicht, wie Sie alle aus Ihrer Erfahrung wissen. Wie bei jeder Sozialarbeit ist es auch hier schwer, sich auf die Dauer der Routine zu entziehen, vielleicht noch schwerer als sonst, weil für das Heim ein enges und dauernd nahes Zusammenleben charakteristisch ist.

Trotz aller Schwierigkeiten bin ich im Grunde meines Herzens optimistisch. Ich bin davon überzeugt, dass es gute Möglichkeiten gibt, die hier dargestellten Aufgaben zu erfüllen und die Heime zu wirklichen und lebendigen «communities» zu gestalten.

Gehalten bei der Tagung für Altersfragen der Conference of European Jewish Community Services in Zürich, 20.—22. Juni 1965.

Altersturnen — ein neues Gemeinschaftserlebnis für alte Menschen

Seit Jahren schon turnen alte Leute der Gemeinde Thalwil regelmässig und mit unverminderter Freude unter Anleitung von Frau B. Zellweger-Müntener, Zürich. Die seinerzeitige Initiantin jenes Altersturnens, Fräulein Clara Bachofen, Sekretärin der Sektion Horgen/Affoltern des Schweizerischen Roten Kreuzes, regte als Mitglied der im Herbst 1963 neugegründeten Alterspflegekommission des Zürcher Kantonalkomitees der Stiftung «Für das Alter» die weitere Verbreitung des Altersturnens an. Der Gedanke fand das Interesse der Kommission; eine kleine Arbeitsgruppe übernahm die Vorarbeiten und legte den Plan eines dreitägigen Ausbildungskurses für zukünftige Turngruppenleiter vor. Im letzten Sommer konnte das Programm den Ortsvertretern der Stiftung «Für das Alter» aller grösseren Gemeinden des Kantons, den Organisatoren von Alterszusammenkünften und Altersveranstaltungen sowie den Leitern von grösseren Altersheimen unterbreitet werden. Zu unserer eigenen Ueberraschung war das Echo viel grösser als wir erwartet hatten. Aus Kirchgemeinden sagte man uns «Wie schön, dass wir unsern alten Leuten von der Kirche aus einmal so etwas in Aussicht stellen können» (eine andere Stimme sei nicht verschwiegen, die fand, das Turnen sei nicht Aufgabe der Kirche!). Oder es hiess: «Darauf haben wir schon lange gewartet!» — Angefeuert von der Freude der Interessenten,